

Hedwig Rossow  
Anna Lutz

# Mama Shekinah

Afrikas Kindersoldaten  
nahmen mir den Mann –  
ich antwortete ihnen mit Liebe

**SCM**  
Hänssler

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2019 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de); E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:  
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006  
SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/  
Holzgerlingen.

Lektorat: Christiane Kathmann, [www.lectorat-kathmann.de](http://www.lectorat-kathmann.de)  
Umschlag- und Bildteilgestaltung: Christina Custodis,  
Bundes-Verlag Witten  
Bildteil: © Hedwig Rossow, privat  
Titelbild: Gabriele Friedewald, Berlin  
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt in Deutschland  
ISBN 978-3-7751-5863-3  
Bestell-Nr. 395.863

# Inhalt

Vorwort .....	5
1. Flüchtlinge .....	9
2. Ein gebrochener Fluch .....	17
3. Raus aus der Enge .....	37
4. Berufen .....	49
5. Das Trauma besiegen .....	69
6. Online-Liebe .....	91
7. Nie wieder allein .....	99
8. Zusammenwachsen .....	113
9. Hochzeit im Paradies .....	127
10. Die Welt unter unseren Füßen .....	139
11. Letzte Reise .....	155
12. Shekinah .....	175
13. Kind ohne Vater .....	187
14. Zurück zu den Kindersoldaten .....	201
15. Yei .....	219
16. Constanze .....	235
17. Eine neue Familie .....	249
Nachwort .....	265



## 5. Das Trauma besiegen

Mit 33 Jahren saß ich in einem Flugzeug Richtung Europa, um mein Trauma zu bekämpfen. In den letzten zehn Jahren hatte ich kein Zuhause gehabt. Alles, was ich besaß, passte in wenige Koffer. Ich hatte in Paraguay, Brasilien, Kenia, Somalia, Uganda, Äthiopien und im Sudan gelebt. Ich hatte Durchschnittstemperaturen von 40 Grad ertragen und tropische Regenfälle miterlebt. Es war für mich völlig normal, auf chaotischen Marktplätzen zwischen Kameltreibern, Fleischern, Ziegenhirten und vollverschleierten Frauen unterwegs zu sein. Ich kannte die süßen Gerüche von Kardamom und Ingwer, vermischt mit dem Gestank von Abwasser und Tierabfällen. Ich wusste, wie ich mich bei einem Sandsturm zu verhalten hatte, und was ich tun musste, wenn das Wasser ausging. Zwischen meinen Zähnen knirschte Sand. Jeden Tag.

Ich liebte meine Arbeit und noch mehr liebte ich die Menschen, die bei mir Hilfe suchten oder einfach nur meine Freunde waren. Ich gehörte nach Afrika, das sagte mir jede Faser meines Körpers. Doch ich war auch ausgebrannt. Ich brauchte eine Auszeit und noch mehr brauchte ich Menschen, die mir dabei halfen, mit meinem Verlust umzugehen. Nur so würde ich irgendwann selbst wieder andere bei ihrer Heilung unterstützen können. Ich ließ also Sand, Kardamom und Ingwer, Trubel und Hitze hinter mir und kam an einem Herbsttag im Jahr 2003 in London an. Von dort reiste ich an die Südküste Englands.

Es war, als wäre ich auf einem fremden Planeten gelandet. Da grasten Kühe statt Kamele und sie waren so fett, dass ihre Bäuche fast den Boden berührten. Ich sah Holzzäune und dickes, saftiges Gras, an dem sich Schafe und Pferde satt fraßen. Das Gelände der Schule, die für die nächsten Wochen meine Heimat sein sollte, zierten alte Eichen. Das Hauptgebäude, eine alte Villa, war von Efeu umwachsen. Es war ruhig, die Blätter rauschten leicht im Wind, die Temperaturen waren angenehm kühl. Es roch nach feuchter Erde und ein wenig nach Meer. Alles hier war idyllisch und schien perfekt aufeinander abgestimmt. Ich atmete tief ein und trat durch das breite Metalltor der Einrichtung. Hier brauchen sie keine Helden, dachte ich. Hier darf ich schwach sein. Dann brach ich weinend zusammen.

Ellel Ministries ist eine christliche Einrichtung, die weltweit Seelsorge anbietet – auch und besonders für diejenigen, die selbst im Dienst an anderen stehen. Das Lukasevangelium beschreibt, wie Scharen von Menschen Jesus aufsuchten, um sich von ihm heilen zu lassen: »Da wandte er sich ihnen zu, erzählte ihnen vom Reich Gottes und heilte die Kranken unter ihnen« (Lukas 9,11). Diese Worte haben sich die Gründer von Ellel zum Vorbild genommen. Sie wollten Menschen gesund machen, ihnen aber auch etwas von Gott erzählen und die Bibel lehren. In Lancaster entstand in den Achtzigerjahren das erste Haus der Organisation. Glyndley Manor im Süden Englands – mein damaliges Zuhause für einige Wochen – kam 1991 dazu. Mittlerweile betreibt Ellel Zentren in Kanada, den USA, Australien, Südafrika, Indien, Singapur, Holland, Norwegen, Frankreich und Deutschland. Wer Ellel besucht, findet dort Ruhe und Zeit zum Gebet, aber auch Anleitung und Hilfe bei der Bewältigung von Traumata.

Ich war also an einem Ort angekommen, wo die Mitarbeiter sich um mich kümmerten. Das war mir noch nie zuvor passiert. Ich war immer für andere da gewesen, das war meine Berufung und ich liebte es. Doch es war Zeit für eine Pause und dazu gehörte es auch, meinen Tränen freien Lauf zu lassen – ein Luxus, den ich mir in meinem anderen Leben in Afrika kaum gönnen konnte. Zwar hatte ich gelernt, Tränen und Freude zu zeigen, seit ich aus der perfektionistischen Welt meiner Heimat ausgebrochen war, aber bei all der Arbeit in Afrika, den schlimmen Erfahrungen, die ich dort machen musste, und dem ständigen Stress war ich lange Zeit zu kurz gekommen.

Eines der ersten Dinge, die mir in den Sinn kommen, wenn ich an Ellel denke, ist das Essen. Oh, was war diese erste Mahlzeit in Europa für ein Segen: Cheddarkäse hatte ich seit Jahren nicht mehr im Mund gehabt. Er schmolz mir auf der Zunge, war salzig und cremig, ein Genuss. Es gab auch heiße Schokolade mit echter Sahne. Ich fühlte mich wie eine Königin. Dieses Gefühl steigerte sich noch, als ich zum ersten Mal das Zimmer betrat, das ich in den nächsten Wochen mit vier anderen Frauen teilen würde. In unserem Bad stand tatsächlich eine Badewanne! Noch am ersten Abend füllte ich sie bis zum Rand, goss wunderbar duftenden Badeschaum hinein und träumte mich in der wohligen Wärme des Wassers fort von all meinen Sorgen und Ängsten, ja sogar weit fort von Afrika.

Am nächsten Morgen schwang ich meine Beine lange vor Sonnenaufgang aus dem Bett und spazierte allein in den nahe gelegenen Wald, um zu beten. Im Gepäck hatte ich meine Bibel und meine Gitarre. Das Singen war schon immer mein liebster Zugang zu Gott, vermutlich ein Erbe meiner musikalischen Vorfahren. Ich

fand eine große blaue Fichte, unter deren Zweigen ich bequem sitzen konnte, und breitete meine Wolldecke aus. Der Dampf von Matete umspielte meine Nase, denn ich hatte eine Thermoskanne mit heißem Wasser mitgebracht, um mir meinen geliebten Mate zuzubereiten, ein Erbe meiner Heimat Paraguay. Der Matete wird dort nicht in Teebeuteln serviert, sondern man verwendet ein Gefäß mit reichlich Teepulver. Dieses füllt man immer wieder mit heißem Wasser, das man dann durch ein Siebröhrchen saugt.

Als ich mich gerade auf meiner Decke niedergelassen hatte, hörte ich die harmonischen Klänge eines Saxofons aus dem Wald kommen. Ich lauschte den warmen Tönen, genoss die hingebungsvolle Musik kurz, vertiefte mich aber schnell in mein eigenes Gebet. Nach einer Stunde brach ich zum Speisesaal auf, wo mich das Frühstück erwartete. Doch ich war nicht mehr allein. Direkt hinter mir hatte sich der unbekannte Saxofonspieler auf den Weg gemacht und kam nun zwischen den Bäumen hervor. Seinen Anblick werde ich nie vergessen: Meine Augen wanderten an einem fast zwei Meter großen Mann hinauf – von dem golden schimmernden Instrument über eine tief sitzende Baggyjeans und seine breiten, in eine Lederjacke gehüllten Schultern, die von dicken schwarzen Dreadlocks bedeckt waren. Etwas irritiert blickte ich in ein attraktives dunkelhäutiges Gesicht mit vollen Lippen, hinter denen sich viele weiße und ein einzelner goldener Zahn verbargen. Ein kleiner Schnurrbart zierte die Züge des Musikers, der etwa Mitte fünfzig sein musste. Um seine dunkelbraunen Augen zeichneten tiefe Lachfalten ein Bild von Lebenslust und Freundlichkeit. Auf dem Kopf trug er ein schief sitzendes Barett, seine Schuhe waren aus gepflegtem Leder.

An diesem Morgen begegnete ich zum ersten Mal Colin, der Liebe meines Lebens. Doch Croissants und die erste Sitzung an

meiner neuen Schule warteten auf mich. Ich hatte keine Zeit für Zwischenmenschliches. Noch nicht. Ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, spazierte ich weiter zum Frühstücksraum.

Neben meiner morgendlichen Lobpreis-Routine führte ich für mich auch Abendspaziergänge ein. Wenn draußen langsam die Sonne unterging, verließ ich meine Unterkunft und wanderte durch das schwindende Licht. Die grünen Hügel um mich herum wirkten so friedlich und so wunderschön, als seien sie extra für mich gezeichnet worden. Und im Vergleich zu meiner Heimat in Afrika war es in England auch sicher, draußen allein unterwegs zu sein. Täte eine weiße Frau das in Kenia oder Somalia, wäre sie eine solche Attraktion, dass alle, die ihr begegnen, staunend stehen bleiben oder ihre Arbeit unterbrechen würden. Die Kinder würden vielleicht lachen oder laut rufen, die Männer ihr hinterherschauen und anerkennende Sprüche rufen. In Äthiopien hatten mich des Öfteren kleine Gruppen von Kindern regelrecht gejagt und mir »Fremde! Fremde!« hinterhergerufen – nicht etwa aus Feindseligkeit, sondern weil sie mich so spannend fanden. Sobald ich mein Haus verließ, waren alle Blicke auf mich gerichtet. Nun genoss ich es, mich in England völlig frei bewegen zu können, ohne besonderes Aufsehen zu erregen.

Eines Abends in meiner zweiten Woche bei Ellel machte ich wieder einen Spaziergang. Ich hatte das Gelände gerade verlassen und war wie immer ziemlich zügig zu Fuß, da hörte ich, wie sich von hinten Schritte näherten. Ich blickte über die Schulter zurück und sah Colin, den Saxofonspieler mit den tätowierten Armen, auf mich zukommen. Er trug ein Sweatshirt und Sneaker und marschierte mehr, als er ging. Offenbar hatte er es darauf abgesehen, zu mir aufzuschließen. Es dauerte nicht lange und er holte mich ein.



»Darf ich dich begleiten?«, fragte er mit seiner rauen Stimme, die ich seit dem Morgen im Wald schon ein paarmal in Sitzungen und Unterrichtsstunden gehört hatte.

»Nein! Nur wenn du mindestens zehn Meter hinter mir bleibst! Ich will allein sein!«, raunzte ich ihn an und stapfte davon, ohne mich noch einmal umzusehen. Als ich dreißig Minuten später zurückkam, stand er am Tor. Er wartete dort offensichtlich auf mich. Ich war fassungslos. Was war nur in diesen Mann gefahren? Er war alt genug, um mein Vater zu sein, und machte mir Avancen? Die vielen Tätowierungen, der Goldzahn, die Dreadlocks und das freche Auftreten: Es passte alles so gar nicht in das Bild, das ich mir als behütetes mennonitisches Mädchen einst von einem Partner gemacht hatte. Abgesehen davon war ich voll und ganz auf meine Aufgabe in Afrika fixiert. Mein Herz gehörte Gott und den Somaliern. Ich hatte mich vor vielen Jahren bewusst dazu entschieden, Single zu sein, und würde das nicht wegen eines Mannes ändern, den ich ausgerechnet bei der Aufarbeitung meiner Traumata kennenlernte. Und doch war da irgendetwas an Colins unnachgiebiger und zugleich höflicher Art, das ein kleines Kribbeln in meinem Innern auslöste. Als ich das Tor erreichte, lächelte er mich an und begleitete mich höflich und wie ein Gentleman auf mein Zimmer. Er ging einfach neben mir her und sagte kein Wort. Nur sein Lächeln zeigte sich dann und wann, wenn ich unauffällig zu ihm hinüberspähte.

Später erzählte er mir, dass er aus lauter Wut über die harsche Abfuhr zunächst auf sein Zimmer gegangen war und sich geschworen hatte, mit so einer eingebildeten Frau wie mir nichts mehr zu tun haben zu wollen. Doch schon nach wenigen Minuten bereute er seine Gedanken. Nach einem kurzen Zwiegespräch mit Gott über die Sache sah er ein, dass Zorn ihn nicht weiterbringen

würde. Er kam zurück zum Tor und wartete still und neugierig auf mich.

Es verging nur wenig Zeit, bis ich mir eingestehen musste, dass dieser Mann von den Bermudas mich nicht so kalt ließ, wie ich es mir wünschte. Dazu trug auch die Offenheit bei, mit der wir uns im Unterricht begegneten. In einer Kurseinheit berichtete Colin aus seiner Kindheit.

Diese Trauma-Kurse waren dazu da, unser tiefstes Innerstes hervorzubringen. Wir sollten die Wurzeln unserer Probleme erkennen, um dann zu lernen, mit ihnen umzugehen. Colin erzählte davon, wie er in einer Nacht von einem Albtraum aus dem Schlaf gerissen worden war. Er hatte sich selbst als kleinen Jungen gesehen. In der Garage seines Elternhauses war ihm ein erwachsener Mann nahegekommen – zu nahe. Erst nach und nach erkannte Colin: Das war kein wirrer Traum, es waren Erinnerungen. Er sprach sehr offen über das, was ihm zugefügt worden war. Dinge, die sein Unterbewusstsein tief verborgen hatte, damit sie ihn nicht mehr verletzen sollten. Wir stellten uns als Gruppe um ihn herum und beteten. Nicht nur dafür, dass Colin von seinem Schmerz geheilt würde, sondern auch, dass er seinem Vergewaltiger vergeben konnte.

Colin berichtete noch viel mehr aus seiner Vergangenheit und erzählte auch davon, welche schrecklichen Entscheidungen er aufgrund dieses Missbrauchs getroffen hatte. Seine Jugend war wahrlich völlig anders verlaufen als meine. Während ich das liebe Mädchen vom Lande war, hatte er Frieden in Drogen und Gewalt gesucht.

Colin wurde auf den Bermudas geboren, auf einer 22 Kilometer langen Insel im Atlantischen Ozean nicht weit von der US-Grenze entfernt. Die Bermudas sind bekannt für ihre vielen

bunten und wohlriechenden Tropenblumen und ihre langen mal rosa-weißen, mal goldenen Sandstrände. Colins Vater George war ein treuer Christ und Mann des Gebets. In seiner Kirche und seinem Umfeld war er sehr respektiert. Er war Teil einer der ersten pfingstkirchlichen missionarischen Bewegungen auf den Bermudas. Seine Kinder, darunter auch Colin, gingen jeden Tag in die Kirche.

Als Colin vier Jahre alt war, starb seine Mutter Irene bei der Geburt ihres vierten Kindes. Irene war wunderschön, herzlich und alle mochten sie. Ihr plötzlicher Tod traf die Familie hart – besonders Colin. Sie fehlte ihm schrecklich und er konnte als Kind nicht verstehen, warum die Erwachsenen dauernd davon sprachen, dass der Herr seine Mutter »zu sich genommen« habe. Er bezog das Leid auf sich und fragte sich: Bin ich so schlecht, dass Gott mich durch den Tod meiner Mutter derart bestraft? Seine kleine Seele suchte die Schuld bei sich selbst. Colin versteckte sich oft unter dem Esstisch und weinte heimlich. Mit Jesus konnte er ab dieser Zeit nichts mehr anfangen. Sein Vater heiratete unterdessen wieder.

Etwa in dieser Zeit muss sich die Szene in der Garage abgespielt haben. Colin hat nie darüber gesprochen, wer ihn als Kind missbraucht hat, und ich habe ihn nie gefragt. Vielleicht wollte Colin sich selbst oder seine Familie schützen. Aber eines ist sicher: Jemand, der der Familie nahestand oder sogar dazugehörte, hatte den kleinen Jungen bedrängt, gedemütigt, zum Objekt gemacht. Und das, noch während Colin um seine Mutter trauerte. Das sollte sein Leben für immer verändern. Sexuelle Verletzungen, die wir als Kinder erleben, prägen das ganze Leben.

Colins Trauer und Scham verwandelte sich in seiner Pubertät in Wut. Mit 14 Jahren rebellierte er gegen alle Menschen, die

ihm nahestanden. Wenn sein Vater dachte, er sei in der Kirche, schlich er sich heimlich fort und trat mit seiner Band »Burning Ice« in Bars auf. Er liebte die Reggae-Rhythmen, mit denen die Gruppe Abend für Abend kleine Klubs zum Tanzen brachte. Die Musik war seine Welt, nichts hätte er lieber sein wollen als Entertainer. Melodien und poetische Texte waren das Einzige, was sein krankes Herz beruhigen konnte. Doch in den sternenklaren Reggae-Nächten gab Colin sich nicht nur den Rhythmen hin – sondern auch den Drogen und dem Alkohol.

Die Ausbrüche blieben nicht ohne Folgen. Colin wurde so schlecht in der Schule, dass er irgendwann rausgeworfen wurde. Ihm selbst tat das nicht leid, er genoss die zusätzliche Zeit, die er nun für seine Band hatte. Doch als sein Vater herausfand, wo sein Sohn sich herumtrieb und wie es wirklich um seine schulischen Leistungen stand, setzte er ihm ein Ultimatum: Colin sollte seinen Regeln folgen – oder Konsequenzen ziehen. Der junge Wilde entschied sich für Letzteres und zog aus.

Colin war zu jung, um auf eigenen Beinen zu stehen, und so war sein Leben schnell geprägt von den falschen Kneipenbekanntschäften, seine Vorliebe für Drogen und Alkohol wurde zur Sucht. Sex spielte in seinem Leben von da an eine wichtige Rolle, er selbst bezeichnete die Art und Weise, wie er sich Pornografie und Frauen hingab, später als pervers. Colin war geradezu süchtig nach erotischen Bildern und Filmen. Damals erschien es ihm nicht schlimm, doch als er irgendwann zurück zu Gott fand, versuchte er immer wieder, von dieser Abhängigkeit loszukommen. Sex, davon war er später überzeugt, gehörte in eine gesunde Beziehung. In eine Ehe. Colin betete, fastete, schrie zu Gott – und wurde doch immer wieder rückfällig. Manchem mag es übertrieben scheinen, von Pornos zu sprechen, als seien sie so

gefährlich wie Drogen oder Alkohol. Colin jedoch war überzeugt davon, dass sie nur einen schlechten Abklatsch von dem zeigten, was wahre Hingabe zwischen zwei Menschen bedeutet. Er sah Sexualität als Geschenk Gottes und litt darunter, dass er diese Gabe nie richtig annehmen konnte und immer wieder zur Kopie greifen musste. Erst in Ellet wurde Colin frei davon. Vielleicht war es die Aufarbeitung seines Missbrauchs, die dafür sorgte, dass er sich keine Ersatzbefriedigungen mehr suchen musste. Auf jeden Fall zögerte Colin von da an nie, über Sexualität zu sprechen und zu predigen. Er erzählte seine Geschichte frei und ehrlich – und eckte damit manches Mal an.

Schon mit 21 Jahren heiratete Colin und wurde Vater eines Jungen. Diese Liebe hielt nur wenige Monate. Seine Auserwählte war Krankenschwester und ertrug es nicht lange, Colin beim Drogenkonsum zuzusehen. Als die Liebe noch frisch war, mag er sie mit seinem Charme überzeugt haben, doch als die rosarote Brille langsam von ihrer Nase rutschte und sie schließlich Verantwortung für ein weiteres Leben trug, beendete sie die Beziehung. Zeivonne lernte seinen Vater nie wirklich kennen. Seine Mutter zog mit ihm in die USA, lernte einen neuen Partner kennen, heiratete und bot dem Kind ein sicheres Zuhause. Zeit seines Lebens konnte Colin den Schmerz über diesen Verlust nicht verwinden. Tatsächlich sah Zeivonne seinen Vater das erste Mal bei dessen Beerdigung wieder.

Während Colins Familienleben den Bach hinunterging, wurde seine Musik immer erfolgreicher. Die Band reiste um die Welt und gab überall Konzerte. So landete Colin schließlich in Kanada, wo er neun Jahre wohnte. In dieser Zeit erlebte er die Höhe- und die Tiefpunkte seiner Karriere. Es gab Monate, in denen er lebte wie ein Superstar. Er feierte teure Partys, hatte viele Bekanntschaft-

ten, gab Geld für Luxus und Spaß aus. Die Musiker fuhren teure Autos und trugen Designerkleidung. Colin liebte dieses Leben. Er war versessen auf Luxus. Zeitweise ließ er sich seine Anzüge in England schneidern.

Doch irgendwann ließ der Erfolg nach und die Verträge mit den Plattenfirmen blieben aus. Auf den Ruhm folgte der Absturz. Colin konnte sich nicht einmal mehr eine Wohnung leisten. Er und seine Bandkollegen lebten auf der Straße, sie brachen manchmal sogar in Schulen ein, um zu duschen.

Mitten in diesem Auf und Ab heiratete Colin ein zweites Mal. Christina, war Kanadierin, und bald kam Christopher zur Welt. In dieser Zeit versuchte Colin vor allem, Geld zu verdienen, egal wie, er hatte schließlich eine Familie zu versorgen. Außerdem nahm er nach wie vor harte Drogen, und auch das kostete Geld. Als die Auftritte ausblieben, nahm er sich das, was er brauchte, auf anderem Weg: Er beging Raubüberfälle. Allerdings war er darin nicht besonders gut und Colin landete einige Male im Gefängnis. Als nach etwa drei Jahren auch seine zweite Ehe scheiterte, wurde er schließlich aus Kanada ausgewiesen und zurück auf die Bermudas geschickt.

Colin kam nach Hause, aber das Leben hatte ihn hart gemacht. Doch es gab einen, der in der ganzen Zeit zu ihm gestanden hatte, nicht körperlich, aber im Hintergrund: Colins Vater George hatte ununterbrochen all die Jahre für seinen Sohn gebetet. Diese Gebete begleiteten Colin auf der Bühne, im Gefängnis, beim Drogenkonsum und während der Überfälle. Sie waren wie eine Lebensader, die nie abbriss. Und Colin vergaß nie die Botschaften seiner Kindheit von der Liebe Gottes. Tatsächlich nannten ihn viele seiner Freunde damals »The Rev«, die Abkürzung für Reverend, das englische Wort für Pastor, denn er sprach oft über Gott

und beschäftigte sich immer wieder mit der Bibel. Colin verlor im tiefsten Innern nie seinen Glauben. Auch nicht in der Finsternis.

Als er wieder auf den Bermudas lebte, war er so am Boden, dass er täglich Suchtgruppen besuchte. Er hatte kein festes Zuhause, keine feste Arbeit, keinen Halt. Eine Schwester seiner Stiefmutter nahm ihn ab und an mit nach Hause, damit er duschen konnte.

Alles änderte sich, als er eines Tages seinen Jugendfreund Greg wieder traf. Greg hatte jahrelang mit Colin Musik gemacht und sie hatten gemeinsam Drogen genommen. Als die beiden sich zufällig begegneten, berichtete Greg strahlend: »Ich habe Jesus gefunden.« Für Colin war das eine weniger freudige Nachricht. In der Tat verstand er es als Beleidigung. Es war in seinen Augen schließlich genau dieser Jesus gewesen, der ihm seine Mutter genommen hatte. Er wollte nichts von Jesus hören – und dennoch berührte ihn die Fröhlichkeit, mit der Greg von seinen neuen Glaubenserfahrungen sprach. Deshalb willigte er ein, als Greg ihn zum Gottesdienst einlud. »Ich darf ein Solo singen«, berichtete sein Freund. Colin nahm sich vor, die Musik anzuhören und sich dann aus dem Staub zu machen. Er setzte sich in die letzte Reihe der Kirche, bereit, jederzeit aufzubrechen. Als Greg zu Ende gesungen hatte, stand Colin tatsächlich auf – doch statt sich dem Ausgang zuzuwenden, lief er wie ferngesteuert den Gang hinab, kniete am Holzkreuz nieder und brach bitterlich weinend zusammen. Die Botschaft von Gottes Liebe bewegte ihn neu.

Ab da änderte sich alles. Er wurde Teil der Gemeinde, wohnte dort, missionierte sogar. Seine Vorliebe für Luxus legte er ab. All seine teuren Anzüge und guten Schuhe verschenkte er. Es blieb ihm nur ein feiner Zwirn, den er ausschließlich zu besonderen Anlässen trug. Er ließ sich die Haare wachsen als Zeichen dafür,

dass er alle Eitelkeiten, die ihm einst so viel bedeutet hatten, ablegen wollte. Zusammen mit anderen Christen zog er von Tür zu Tür, über der Schulter seine alte Handwerkertasche, gefüllt mit einer Bibel, Traktaten, angebissenen Sandwiches, Hammer und Schraubenzieher. Wenn er die Bibel herausnehmen musste, grub er sich erst einmal durch den Unrat und das Werkzeug. Aber so war er eben. Wenn je ein Mensch leidenschaftlich für Jesus war, dann Colin. Er war nicht zu stoppen, ging zu den Drogendealern, zu den Süchtigen, in Gefängnisse. Er liebte die Verlorenen, weil er wusste, was Verlorensein bedeutet. Er selbst hatte so viel Lebenszeit damit verschwendet, gegen Gottes Plan zu arbeiten – das wollte er anderen ersparen.

Ganz offensichtlich war dieser Teil seines neuen Lebens auch Teil seiner Berufung. Colin konnte Menschen mitreißen. Er war draufgängerisch und überwältigend in allem, was er tat. So wurde er sogar Teil einer Gemeindegründung. Doch wie damals bei mir war auch nach seiner Bekehrung nicht automatisch alles gut. Die Gesellschaft auf den Bermudas ist sehr fromm und Colins Umfeld vergaß nicht, wie er einst gewesen war. Colin hatte seine Freunde von früher verloren, als er abgestürzt war, und nun verlor er die Beziehungen, die ihm seine Drogenkarriere eingebracht hatte. So blieben ihm am Ende wenig mehr als flüchtige Beziehungen in der Gemeinde. Es war wie bei mir, auch wenn ich einen anderen Weg gegangen bin: Colin war ein Ausgestoßener. Ein schwarzes Schaf unter den Frommen und ein Scheinheiliger unter den Drogenabhängigen. Als auch noch sein Vater starb, war es offenbar: Colin hatte kein Zuhause mehr.

Einige Abende nachdem Colin sich im Kurs so sehr geöffnet hatte, fand ich eine Nachricht von ihm auf meinem Kopfkissen. Wütend nahm ich sie, knüllte sie zusammen und warf sie unge-



lesen aus dem Fenster. »Ich werde nichts mit diesem Mann anfangen«, raunte ich meinen Mitbewohnerinnen zu, die das Ganze neugierig beobachtet hatten. Sie lächelten nur und nickten langsam. Meine Freundinnen waren weit weniger naiv als ich. Sie hatten mich schon seit Tagen beobachtet und auch gesehen, wie Colin und ich immer wieder gemeinsam schweigend durch den Garten spazierten.

Jahre später erzählte mir eine von ihnen, dass Colin ohne mein Wissen zu ihr gekommen war und sie über mich ausgefragt hatte. Da ich nicht mit ihm reden wollte, hatte er sich andere Quellen gesucht, um mehr über mich herauszufinden und um über seine Gefühle für mich zu sprechen. Er hatte sie sogar gebeten, ihm meine Schuhe zu geben. Heimlich war er dann, wenn ich außer Haus war, die Treppe hinuntergeschlichen, hatte sie poliert und zurückgebracht. Wenn ihn andere Studenten fragten, was er da tue, sagte er: »Ich säe Liebe aus.«

Morgens fand ich meine Schuhe glänzend vor der Tür. Und immer mal wieder lag eine Nachricht auf meinem Kopfkissen.

Eines Nachmittags saß ich in unserem Klassenraum und spielte Gitarre. Colin öffnete die Tür und trat ein, ohne auch nur ein Geräusch zu verursachen. Da stand er nun und beobachtete mich, wie ich Lobpreislieder sang. Später erzählte er mir, dass er berührt davon war, wie vertraut meine Beziehung zu Gott wirkte. Als ich fertig war, blickte ich auf und sah Colin mitten im Raum stehen, noch immer diesen faszinierten Blick in den Augen. Er kam er zu mir, strich sanft über meine Schulter und sagte: »Ich liebe dich.«

Das war nun wirklich zu viel. Augenblicklich wurde ich stocksauer.